

Treptower Wasser-
leben mit Bars und
Cafés am Flutgraben
zur Spree



Mein Berlin

Auf keine Weise lässt sich ein Ort so eindrucksvoll entdecken wie zu Fuß. Fast täglich wandert unsere Autorin durch die Hauptstadt und erspürt dabei grüne Schleichwege, versteckte Industriebrachen und rätselhaft Häuserkunst

VON **Ulrike Schimming** UND **Anika Büssemeier** (FOTOS)



Die Autorin verschnauft
auf dem Strausberger
Platz in Friedrichshain

MEIN WANDERREVIER beginnt vor der Haustür, es heißt Berlin. Ich erlaube mir den Luxus des Zufußgehens. Dabei spaziere ich nicht, ich schlendere nicht, und auch flanieren ist nicht mein Fall, sondern ich marschiere zügig voran. In einem Tempo, das mich weder über- noch unterfordert und das mir erlaubt, Straßen, Parks und Plätze lang und breit zu betrachten.

Früher joggte ich regelmäßig, doch vor ein paar Monaten ist mir die Lust daran vergangen. Da ziepte mal das Knie oder es knirschte im Hüftgelenk, und dieser ständige Wettlauf gegen die Uhr – und sei es nur die innere – stresste mich immer mehr. Doch auf Bewegung wollte und konnte ich nicht verzichten, die brauche ich zum Abschalten, Erholen, Wohlfühlen. So habe ich die Lauf-

schuhe gegen stadttaugliche Wandertreter getauscht.

Nun bin ich fast täglich auf den Straßen der großen Stadt unterwegs. Morgens gehe ich zum Büro, tanke dabei Energie für den Arbeitstag, abends laufe ich wieder zurück und lasse den Stress der vergangenen Stunden hinter mir. Jede Strecke ist zwischen vier und fünf Kilometer lang, je nachdem, für welche Route ich mich entscheide, ob ich schnurstracks nach Hause eile oder mich einfach treiben lasse, noch einen Abstecher auf den jüdischen Friedhof an der Schönhauser Allee mache oder einen neuen Kiez erkunde. Manchmal sage ich den betagten Stadtbären Schnute und Maxi im Köllnischen Park Guten Tag, die seit mehr als 25 Jahren in ihrem viel zu kleinen Zwinger dahinvegetieren.



Oben: Unbekannte haben „sowjetische Einschusslöcher“ auf Fassaden an der Dunckerstraße im Prenzlauer Berg gesprüht. Rechts: Wildwuchs und Kunst am Bau in der Cuvrystraße mitten im alten West-Berliner Bezirk Kreuzberg 36



Rechts: das Café Maison Courage im Stadtteil Prenzlauer Berg. Unten links: kryptisches Graffiti in Kreuzberg beim Künstlerquartier Bethanien. Unten rechts: Die „Stadtbärin“ Schnute, 30, lebt mit ihrer Tochter Maxi in einem Gehege am Köllnischen Park



Die Idee, Berlin zu Fuß im Alltag zu entdecken, ist nicht neu. Bereits vor rund 80 Jahren ist der Schriftsteller Franz Hessel durch die Stadt flaniert und hat darüber „Ein Lehrbuch der Kunst in Berlin spazieren zu gehn ganz nah dem Zauber der Stadt von dem sie selbst kaum weiss“ geschrieben. Jetzt ist dieses Werk mit dem Titel „Spazieren in Berlin“ neu aufgelegt worden*. Hessels Betrachtungen aus den 1920er Jahren über Hasenheide, Kreuzberg und Friedrichstadt erweitern meine Erlebnisse um eine historische Dimension. Und mancher Satz von ihm trifft auch heute noch zu, so wie dieser: „Noch fühlt man in vielen Teilen Berlins, sie sind nicht genug angesehen worden, um wirklich sichtbar zu sein.“

WAR ICH ZU BEGINN MEINER Wanderschaft noch vor allem damit beschäftigt, überhaupt den richtigen Weg zu finden, forsche ich mittlerweile nach alternativen Routen. Nach Straßen, die ich noch nicht kenne, Gassen, die neue Blickwinkel offenbaren, oder nach interessanten Schleichwegen, Grünstreifen, Parkanlagen, Brachen. Manchmal schaue ich vorher auf einen Stadtplan, oftmals gehe ich auf gut Glück los – Verlaufen ausdrücklich erwünscht, denn nichts überrascht und öffnet den Horizont mehr als ein ungeplanter Umweg.

Und so bekommt die riesige Stadt durch das Wandern neue Dimensionen.

Ich begreife ihre Strukturen und ihre Ausdehnung besser, als wenn ich im Auto oder mit der U-Bahn auf dem schnellsten Weg von A nach B düse. Ich lerne die Eigenarten der einzelnen Stadtviertel kennen, spüre die atmosphärischen Unterschiede der Kieze und erfahre die Mentalitäten ihrer Bewohner viel unmittelbarer. Entfernungen, die mir unterirdisch unendlich lang erscheinen, schnurren unter freiem Himmel oft zu fußläufig erreichbaren Strecken zusammen.

Zudem nehme ich zu Fuß den Rhythmus der Stadt intensiv wahr. Morgens um halb neun ist auf dem Schlossplatz kaum ein Mensch unterwegs. Nur der Gärtner vom Grünflächenamt wässert den Rasen. Aus der Musikhochschule Hanns Eisler im Neuen Marstall dringen die ersten Töne der übenden Studenten. Am frühen Abend sind die Straßen dagegen proppenvoll mit Touristen, heimkehrenden Eltern mit Kindern und dem Feierabendverkehr.

Ich kann nicht behaupten, dass es jeden Tag spektakuläre Erkenntnisse, Entdeckungen oder Erlebnisse gibt, doch die ständigen Veränderungen des Bekannten schärfen meine Aufmerksamkeit. Zum Beispiel für Street-Art-Werke, die buchstäblich über Nacht auftauchen, wie die „sowjetischen Einschusslöcher“, die Unbekannte auf Häuserwände im Prenzlauer Berg gesprüht haben. Oder

die Grünfläche an der Ecke Adalbertstraße-Bethaniendamm in Kreuzberg, die von der linken Szene am 1. Mai auf den Namen Carlo-Giuliani-Park getauft wurde. Zum Gedenken an den jungen Italiener, der 2001 in Genua bei den Ausschreitungen um das G-8-Gipfeltreffen von einem Polizisten erschossen wurde. Vielleicht taucht der Name ja irgendwann in einem Stadtplan auf. Gleich dahinter ist auch das Künstlerquartier Bethanien stetem Wandel unterworfen: Jedes Mal, wenn ich hier vorbeikomme, zieren neue Graffiti die Hauswände.

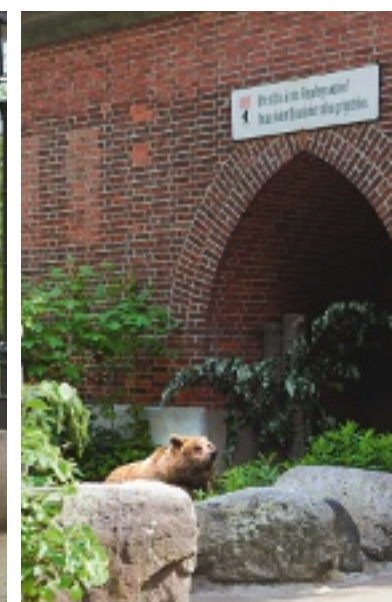
Generell könnte man Berlin als ewige Baustelle bezeichnen. Häuser entstehen und füllen alte Kriegslücken, Zeugnisse aus DDR-Zeiten verschwinden – um manche ist es schade, andere vermisst man schon am nächsten Tag nicht mehr. Geschäfte, die ich mir gemerkt habe, schließen, ziehen um, machen anderen Unternehmungen Platz. All das macht flexibel, nichts ist sicher, alles ist im Fluss. Immer.

UND AUCH ICH VERÄNDERE mich. Ließ ich mich früher von der Hektik und dem Stress der Großstadt mitreißen, trägt mein Schritt mich heute unbeirrt durch das Chaos, selbst wenn alles um mich herum rast, saust, braust. Ich lausche den Sprachen um mich herum und schnappe Gesprächsfetzen auf. Ich verirre mich in Hinterhöfe, stecke die Nase

in offene Hauseingänge und lasse den Blick über Stuckaturen, Schnörkel, Verzierungen von Altbauten schweifen, entdecke Gedenktafeln, an denen ich früher achtlos vorbeigeht bin.

Auf dem Fahrrad gelingt mir das nicht, denn da kommt es vor allem darauf an, nicht unter die Räder zu geraten, selbst niemanden umzufahren und den Glasscherben auszuweichen. Allein der Gedanke an diese Multitasking-Herausforderung strengt mich an. Genauso wie die Fahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln, dicht gedrängt zwischen anderen Menschen in stickiger Luft.

WENN ICH EINEN TAG NICHT gehen und schauen kann, fehlt mir etwas. Daher beschränke ich meine Stadtgänge nicht nur auf die Werkstage. An Wochenenden suche ich mir längere Touren, die den Namen Wanderung wirklich verdienen. Ich laufe an der Spree entlang, vorbei am Historischen Hafen Berlin, wo der Dampfeisbrecher „Anna“ und der Ziegelkahn „Elisabeth“ liegen. Ein Stück weiter haben Denkmalpfleger den ehemaligen Mauerstreifen in eine Parklandschaft mit Glyzinien-Himmel, Engelbecken und Indischem Brunnen verwandelt. Den meditierenden Bronze-Buddha des Brunnens hatten die Nazis 1942 eingeschmolzen, doch als man nach dem Fall der Mauer auf sein Fundament stieß, wurde die



*Franz Hessel: „Spazieren in Berlin“, Verlag für Berlin-Brandenburg, 2011, 235 Seiten, 19,90 Euro



Bunte Bude: Damals noch im Schatten der Mauer baute der Kreuzberger Osman Kalin diese Gartenlaube aus Bauzäunen, Kühlschrankgittern und Schrankwand-Teilen

Statue im Zuge der Neugestaltung rekonstruiert.

In der Cuvrystraße ist eine Brache am Wasser noch nicht zugebaut worden. Hier findet sich lebendige Street-Art jenseits der Touristenströme an der tot-restaurierten East Side Gallery. Im Trepower Park vermittelt das Sowjetische Ehrenmal einen Eindruck stalinistischer Gigantomanie. Entstanden zwischen 1946 und 1949, wurden hier mehr als 7000 sowjetische Gefallene auf der zehn Hektar großen Fläche beerdigt. Eine merkwürdige Mischung aus Erholungsgebiet und Zeugnis vergangener Schreckenszeiten.

An jeder Ecke öffnen sich neue Perspektiven: Berlin, die Stadt der Brandmauern, der totalitären Regime, der begrünten Schuttberge und stillen Friedhöfe. Irgendetwas Neues entdecke ich auf jedem Weg.

Abends sinke ich erschöpft und befriedigt, angefüllt mit neuen Eindrücken, Ideen und Erkenntnissen aufs Sofa. Der Tag war bewegt, körperlich und geistig. Und all das ist so einfach, ich brauche überhaupt nicht viel dafür. Ich gehe vor der Tür los und schaue mich um. ■

